

Uni braucht Money

Von Christian Splett (Juni 2008)

Wer in England studieren will, muss selbst an einer staatlichen Universität mit einer ordentlichen Studiengebühr rechnen. Für deutsche Ohren klingen 2000 oder 3000 Pfund pro Jahr wie hohe Summen, die unsere Vorurteile über den angelsächsischen Kapitalismus nur allzu leicht bestätigen. Unabhängig davon, wie man solche Beträge beurteilt, wird ein Umstand deutlich: Geld und Bildung gehören in unserer heutigen Gesellschaft untrennbar zusammen. Auch hierzulande werden inzwischen mancherorts 1000 Euro pro Studienjahr verlangt – und Elite-Universitäten erhalten neuerdings sogar zusätzliche staatliche Geldzuweisungen in Millionenhöhe.

— Meine eigene Studienzzeit liegt schon ein paar Jahre zurück, und ich habe beide Systeme kennengelernt. Zuerst verbrachte ich zwei Jahre an der Fachhochschule Reutlingen. Dort hat man mir – soweit ich mich erinnere – vielleicht 100 Mark pro Jahr an Immatrikulationsgebühren abgetrotzt. Diesen Betrag nahm ich klaglos hin, obwohl ich nicht wusste, wofür er eigentlich eingesetzt wurde: Wurden damit die Verwaltungskosten für das Ausstellen des Studentenausweises gedeckt? War die ganzjährige Betreuung im Studentensekretariat inklusive? Oder ging es nur um Abschreckung, damit sich Abiturienten nicht mehrfach einschreiben würden?

— Meine Fachhochschule war so nett, mich für die zweite Hälfte meines Studiums zur Middlesex University nach London zu schicken. Im Rahmen dieses Austauschprogramms blieb mir auch im Mutterland des Kapitalismus ein finanzieller Schock erspart, wenn man von den damals hohen Mietkosten von 50 Pfund pro Woche für ein WG-Zimmer absieht (dieser Betrag dürfte heutzutage wahrscheinlich eher doppelt so hoch sein). Jedenfalls zahlte ich keinen nennenswerten Obolus an die Uni, sondern erhielt sogar noch einige Scheine aus einem europäischen Fördertopf, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten: Ob es „Erasmus“ oder „Leonardo“ war, weiß ich allerdings nicht mehr so ganz genau, aber angenehm war das Geld auf jeden Fall.

Als mein Erststudium beendet war, schlug ich einen komplett britischen Weg ein: Bei der Auswahl meines einjährigen Master-Programms war mir allerdings daran gelegen, keine allzu hohen Studiengebühren und Lebenshaltungskosten zahlen zu müssen. So entschied ich mich für die in Ranglisten oft als „best provincial university“ – außerhalb von London, Oxford und Cambridge – geltende Institution in York. Meine Eltern übernahmen die Mietkosten, ich musste also nur noch für die 2500 Pfund Studiengebühr aufkommen. Aus der süddeutschen Zeit wusste ich, dass man im Südwesten gutes Geld bei Daimler, Bosch & Co. verdienen konnte: Die zwei Sommermonate, die ich in Stuttgart verbrachte, waren ein Opfer, das ich im Nachhinein keineswegs bereute.

Aus meinen beiden Unis in London und York bekomme ich nun seit Jahren schon Newsletter mit der Post nach Hause zugeschickt. Dort ist zu lesen, wie der Campus erweitert wird, welche Forschungspreise gewonnen wurden und welche Ex-Studenten geheiratet haben. Zwar landen diese kleinen bunten Broschüren letztlich im Müll, doch Lesefreude habe ich allemal dabei. Selbstverständlich kenne ich den Zweck dieser Kontaktpflege: Die Alumni sollen irgendwann einmal richtig viel Geld spenden. Dafür investieren die englischen Unis im Vorfeld. So hat Oxford jüngst eine Kampagne gestartet, insgesamt 1,25 Milliarden Pfund an Spenden einzusammeln. In Deutschland hat sich diese „Alumni-Kultur“ noch nicht durchgesetzt. Aus Reutlingen ist mir jedenfalls noch kein Newsletter ins Haus geflattert. Darüber würde ich mich allerdings sehr freuen. Vielleicht sollte ich mich selbst darum kümmern.